

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 41 (1965-1966)
Heft: 4

Artikel: Wechsel, Brunft und Hexenringe : unsere Rehe in einer gestörten Umwelt : Beobachtungen und Erlebnisse
Autor: Kurt, Fred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079428>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

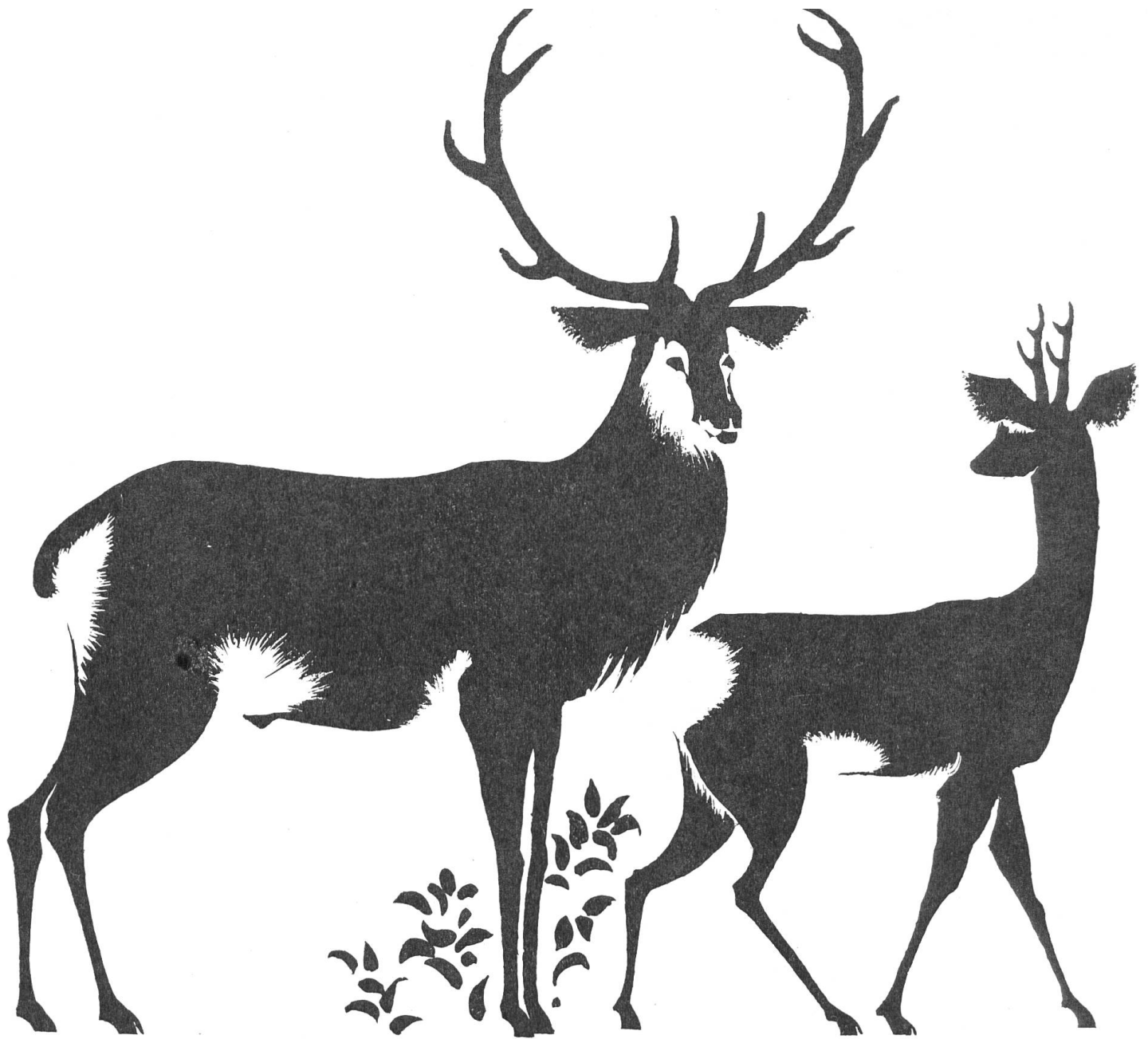


Illustration von Urs Glaser

Links Hirschstier, rechts Rehbock

Wechsel, Brunft und Hexenringe

Unsere Rehe in einer gestörten Umwelt

**Beobachtungen und Erlebnisse
von Fred Kurt**

Man spricht den Zoologen gerne die Gefühle gegenüber den Tieren ab. Ich glaube, diese Behauptung stimmt nicht. Sie gründet wohl darin, daß wir Zoologen versuchen, subjektive Empfindungen in unserer Wissenschaft nach Möglichkeit auszuschließen. Wir sagen zum Beispiel nicht, ein Hund habe Angst, sondern er ziehe den Schwanz ein. Wir beschreiben, was wir sehen. Ich selber bin aber durchaus der Ansicht, daß auch der Hund Gefühle wie Angst und Freude empfindet. Aber wissenschaftlich beweisen kann man das nicht.

Jeder, der Zoologie studiert, hat zuerst wohl einmal einfach Freude an den Tieren. Erst später erwacht sein Drang, Studien zu treiben.

Auch bei mir war es so. Mein Vater besitzt ein eigenes Geschäft. Ich bin einziges Kind, und meine Jugendzeit fiel in die Kriegsjahre. Meine Eltern hatten damals wenig Zeit für mich. Darum suchte ich mir unter den Tieren die Spielkameraden. Ich

fang Frösche, Blindschleichen und anderes Getier und pflegte sie zu Hause.

Im Gymnasium hatte ich Lust, Dompteur zu werden, und ich versuchte deshalb mehrmals, aus der Schule auszubrechen und mich dem Zirkus anzuschließen. Die Schulleitung zeigte unerwarteterweise Verständnis für meine Interessen. Und nach der Matur reiste ich dann auch wirklich mit verschiedenen Zirkussen längere Zeit als Elefantenwärter umher...

Während meiner Universitätsausbildung erhielt ich die Möglichkeit, zusammen mit einem Verhaltensforscher ein Jahr in Äthiopien zu verbringen, um das Sozialverhalten der Paviane zu studieren. 1962 kehrte ich in die Schweiz zurück und begann mit meiner Doktorarbeit über die Rehe.

Der «Spiesser»

Jedermann ist vertraut mit den Rehen, die am Morgen oder Abend am Waldrand austreten, um zu äsen – und trotzdem: die meisten Leute wären nicht in der Lage, ein Reh genau zu beschreiben.

Kürzlich besuchte ich wieder einmal den herrlichen Tierpark Langenberg bei Zürich. Im größten Gehege, welches fast das ganze Areal der Anlage umfaßt, leben Damhirsche, Tiere, die etwa anderthalbmal so groß sind wie ein Reh. Die Damhirsche sind gefleckt, und die Schaufelgeweihe der Böcke sind viel mächtiger als die zierlichen Geweihe der Rehböcke. Trotzdem rufen ihnen die fütternden Besucher immer wieder «Chum Rehli, chum.»

In der Schweiz haben wir keine Damhirsche, dafür aber den noch größeren Edelhirsch. Ich finde, es ist hier am Platz, kurz auf den Unterschied zwischen Hirsch und Reh einzugehen:

Bekanntlich gehören sie der gleichen zoologischen Gruppe an. Es sind aber verschiedene Arten. Der Hirsch ist nicht etwa der Mann des Rehs, wie dies da und dort geglaubt wird. Bei beiden Arten trägt nur das männliche Tier ein Geweih, welches jährlich abgestoßen und innerhalb kurzer Zeit voll erneuert wird. Das Geweih des Hirschstieres ist viel größer als dasjenige des Rehbockes. Beim Hirsch erreicht es etwa die Länge eines Armes, beim Reh jedoch nur zwei Handlängen. Das Rehweweih weist höchstens 8 oder besser 2mal 4 Enden am Geweih auf, während beim Hirsch 16, das heißt 2mal 8 Enden oder mehr

vorkommen. Der Jäger unterscheidet beim Reh wie beim Hirsch verschiedene Geweihstufen und hat für sie besondere Ausdrücke geschaffen:

Ein «Spießler» ist ein junger Bock mit zwei Geweihstangen ohne eine Verzweigung, der «Gabler» weist zwei Enden pro Geweihstange auf. Der «Sechser» zeigt 2mal drei Enden und der «Achter» 2mal 4. Während die Rehe bei uns 20 bis 25 Kilogramm schwer werden, wiegen die viel größeren Hirsche 6 bis 8mal mehr – schon dieses Merkmal sollte eine Verwechslung ausschließen.

Während meinen Untersuchungen beobachtete ich neugeborene Hirsche und Rehe in den Monaten Mai, Juni und Juli. Beim Hirsch fällt die Brunftzeit auf später – in den Herbst, während diejenige der Rehe früher – in den Monaten Juli bis August liegt. Folglich ist die Tragzeit bei den beiden Arten verschieden lang. Das kleinere Tier trägt länger als das größere.

Dieser scheinbare Widerspruch gab den Jägern und Zoologen lange Zeit zu denken, bis man schließlich herausfand, daß beim Reh das befruchtete Ei nach der Brunft in eine Ruheperiode eintritt und sich erst im November zu entwickeln beginnt. Die Hirsche setzen meist ein Junges, die Rehe dagegen 3 oder 2, seltener nur eines oder gar 4.

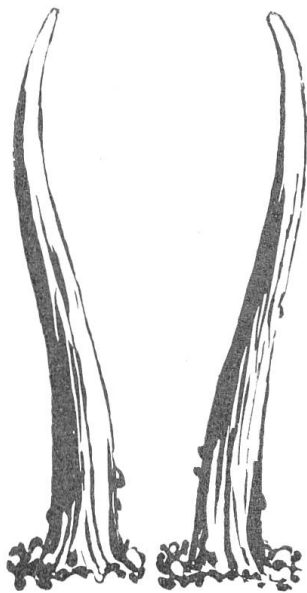
Das gestörte Gleichgewicht . . .

Der genaue Titel meiner Doktorarbeit war: «Zur Soziologie zweier Rehpopulationen». Sie fragen nach dem Sinn dieser Untersuchung?

Nun, jedermann weiß, daß die fortschreitende Zivilisation der Schweiz die Natur gründlich aus dem Gleichgewicht geworfen hat. Der Mensch hat die natürliche Umwelt verändert. Er hat Wälder gerodet und Kulturland entstehen lassen. Durch den Kahlschlag und die Weidewirtschaft schuf er vegetationsarme Zonen. Auf diese Art raubte er vielen Tierarten den Lebensraum. Andere hat er mit seinen überlegenen Waffen derart dezimiert, daß ihr Weiterleben gefährdet ist. Viele Arten haben wir bereits ausgerottet.

Es mag unglaublich klingen –, aber auch das Umgekehrte entstand durch den menschlichen Eingriff: gewisse Tierarten wurden bevorzugt. In der Schweiz gehört auch das Reh zu diesen.

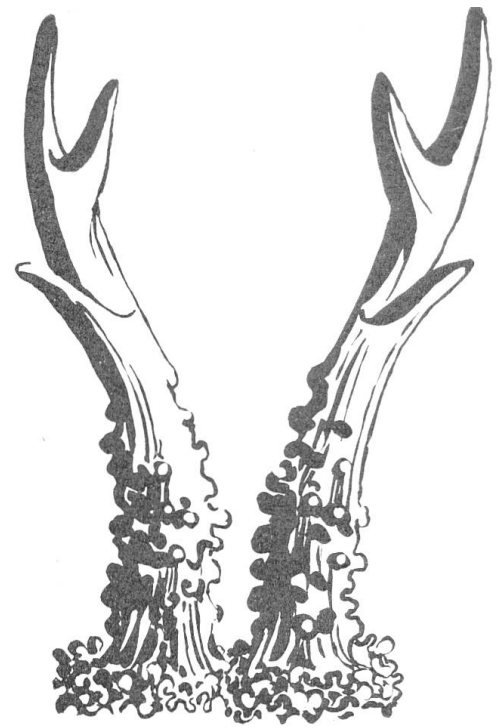
Im Schweizer Mittelland zählt man 20 bis 40 Rehe pro Quadratkilometer Waldfläche. Diese Tiere rich-



Rehgeweihe: Spieser



Gabler



Sechser

ten im Wald und auf den Feldern beträchtlichen Schaden an. Sie fressen die jungen Ästchen der Tannen und anderer Nutzhölzer.

Ich traf auch viele Bauern, denen das Treiben der Rehe einen großen Teil der Getreideernte zunichtemachte. Denn im Sommer halten sich die Tiere mit Vorliebe in den deckungsreichen Kornfeldern auf, durchziehen sie mit Wechselln, Wegen und errichten in ihnen ihre Lager, Liegeplätze.

Die Rinde der Bäume und Sträucher wird von den Böcken abgefegt – zur Markierung ihrer Reviere einerseits und andererseits aus Lust am Kampf, aus überschüssiger Energie.

Dem so entstehenden Schaden möchte man nun Abhilfe schaffen. Richtig und fachgerecht eingreifen kann man aber nur dann, wenn man das Verhalten der Rehe sehr gut kennt. Und hiefür die Grundlagen zu erhalten, das war das Thema meiner Dissertation.

... und fehlende Feinde

Früher wurden in der Schweiz schon andere Grundlagen gesammelt. So fragten sich Botaniker und Förster etwa, was und wieviel das Reh frißt oder wie Wildschäden verhütet werden können. Obwohl jährlich etwa 8000 Rehe geschossen, viele von Autos angefahren oder von der Mähmaschine verstümmelt werden, vermehren sie sich bei uns in ungeheurem Maße. Sie gefährden somit nicht nur ihre pflanzliche Umwelt, sondern zuletzt auch sich selbst. Denn in den dicht besiedelten Rehgebieten können Krankheiten und Parasiten leichter übertragen werden. Auch beunruhigen sich dort die Rehe gegenseitig viel mehr.

Woher kommt diese explosionsartige Vermehrung?

Von schwedischen Kollegen habe ich vernommen, daß die natürlichen Feinde der Rehe, der Wolf und der Luchs, die in Skandinavien ja noch vorkommen, vor allem junge und kranke Tiere reißen. Die Raubtiere erfüllen eine überaus wichtige Aufgabe im Haushalt der Natur. Sie verhindern eine übernatürliche Zunahme der Schalenwildbestände und dämmen die Krankheitsgefahr ein.

Bei uns sind diese natürlichen Feinde ausgestorben. Der Fuchs, nun unser größtes Raubtier, ist dieser Aufgabe nicht gewachsen. Dafür tritt ein neuer «Feind» auf den Plan: der Jäger. Er versucht, durch den jagdlichen Eingriff die Bestände zu korrigieren und in Schranken zu halten. Sein Wirken brachte aber nicht den gewünschten Erfolg, denn er jagt anders, als es der Wolf und der Luchs während Jahrtausenden vor ihm taten: Der Jäger erlegt fast nur erwachsene Tiere! Ich habe über 500 Rehe auf ihr Alter geschätzt und dabei festgestellt, daß die durchschnittliche Lebenserwartung zwischen zwei bis dreieinhalb Jahren liegt. Wir wissen aber, daß Rehe 9 bis 14 Jahre alt werden können.

Da ich meine Rehe zum größten Teil persönlich kenne, weiß ich heute, daß die jüngeren Tiere viel stärker zusammenhalten als die älteren. So gründet zum Beispiel das junge Weibchen, wenn es erstmals setzt, seine Familie an einem Ort, der nur 30 bis 80 Meter vom Familienstandort seiner Mutter entfernt liegt. Die älteren Rehgeißen dagegen leben viel selbständiger. Ihre Familienheime liegen 300 bis 500 Meter auseinander. Weil wir aber gerade im Mittel- land viel mehr Jungtiere haben als ältere, bildet sich auf kleinem Raum ein dichter Knäuel, der den Land- und Forstwirten zum Ärgernis wird. Auch hier haben wir offenbar ein Teenagerproblem.

Das Engelein

Für meine Arbeit war es unbedingt notwendig, von einem Reh nicht nur sagen zu können, ob es ein Bock oder eine Geiß, ein junges oder ein altes Tier sei, sondern ich mußte auch in der Lage sein, genau festzustellen, ob es sich um den Rehbock Augustin oder die Rehgeiß Marianne handelte – das heißt, ich mußte die Rehe sehr genau kennen. Nur so konnte ich herausfinden, wie groß die Einstände, Wohngebiete, der einzelnen Rehe waren. Ob die Sprünge, das heißt Gruppen, wirklich so stabil sind wie wir immer glauben, konnte ich nur sagen, wenn mir jedes einzelne Reh bekannt war.

Zuerst suchte ich an den Tieren nach natürlichen Merkmalen: Die Böcke unterschieden sich nach der Form ihrer Geweihe, und Böcke sowie Geißen können in der Zeit, in welcher sie das Haarkleid wechseln, durch die verschiedene Musterung der Decke, das heißt des Felles, auseinandergehalten werden. Diese beiden Merkmale gelten jedoch nur vorübergehend. Also suchte ich nach besseren, bleibenden.

Hie und da begegneten mir Rehe, die einseitig blind waren oder hinkten. Diese sich so kennzeichnenden Tiere kannte ich genau und während längerer Zeit. Wollte ich aber mit ihnen meine Untersuchungen anstellen, so nahm ich in Kauf, daß sie sich unter Umständen nicht gleich verhielten wie gesunde, und daß meine Ergebnisse also nicht für alle Rehe schlechthin gelten konnten.

Aus diesem Grunde entschloß ich mich zu sicheren künstlichen Markierungen: Die Tiere mußten gefangen und gezeichnet werden. An verschiedenen Stellen in den Schweizer Alpen werden auch Gamsen und Hirsche markiert und zu diesem Zweck in Kastenfallen gefangen. Man richtet in äsungsknappen Zeiten Futterplätze ein und stellt dort ein Gitterhäuschen auf, das sich beim Betreten durch Auslösen einer Falltüre schließt.

Im Mittelland, wo die Rehe das ganze Jahr hindurch genug zu fressen haben, hatte ich es mit Tieren zu tun, die sich nicht so leicht in die Futterfalle locken ließen. Sie kamen wohl, vor allem nachts, beschnupperten das neue Ding, das wir mit viel Mühe aufgestellt hatten – und liefen gleich wieder davon. Die Wildhüter und ich erlebten dramatische Stunden auf unserem Horchposten, froren und schlossen Wetten ab über den Erfolg. Regelmäßig verlor ich, der einzige Optimist, meine Einsätze!

In Zusammenarbeit mit meinen Helfern, den Wildhütern und Jägern, spannte ich nun im Wald auf einer Strecke von 400 bis 500 Meter ein weiches Drahtgeflecht. Diese Gitterwände liefen auf die aufgestellte Falle zu. Dann zogen meine Freunde durch den Wald, schlugen mit Stöcken gegen die Bäume und scheuchten so die Tiere gegen den Trichter. Und tatsächlich hätten wir fast 8 oder 9 Rehe drin gehabt – aber ich als richtiger Berner kam leider viel zu spät mit dem Auslösen der diesmal nicht automatischen Vorrichtung. Ich war damals über den Erfolg unserer Aktion so sehr erstaunt gewesen, daß ich die Tiere hinein- und wieder hinauslaufen ließ, wahrscheinlich in der Hoffnung, noch eines mehr zu erwischen. Und als ich endlich reagierte, blieb mir noch eine halbjährige Rehgeiß, ein sogenanntes Geißkitz, das aufgeregt heftig am Drahtgeflecht hinaufsprang...

Diesem einzigen Tier drückten wir nun eine Metall- oder Knopfmarke, an der ein fingerlanger leuchtender Plastikstreifen befestigt war, in jeden Lauscher, das heißt in jedes Ohr. Dies ist eine Methode, die es mir bis heute ermöglichte, gegen 250 Varianten zu kreieren. Auf diese Weise werden übrigens auch die Hirsche und Gamsen markiert.

Selbstverständlich beschnupperten die Kollegen ihren neuen «Fahnenträger» neugierig, und auch für die Menschen war diese neue Rehart ungewohnt: Ein zu später Stunde durch den Wald fahrender Mann beobachtete das Reh, welches ich zuerst markiert hatte und dessen Plastikstreifen ich in der Aufregung viel zu lang gemacht hatte, im Scheinwerferlicht seines Autos. Später meldete er etwas verschämt auf dem Polizeiposten, er habe ein Gespenst gesehen und war felsenfest überzeugt, daß ein Wesen mit Flügelchen seinen Weg gekreuzt hätte – ein Engelein vielleicht. Seither nannten wir dieses Reh in der Gegend nur noch das «Engelein».

Das wäre eine Möglichkeit!

Ich hatte wenig Erfolg mit dem Rehfang in Zwangswechseln (so nennt man in der Fachsprache die vorhin beschriebene Fangmethode). Ich mußte auch feststellen, daß sich die gefangenen Rehe ungewöhnlich mehr aufregten als dies bei Gamsen, Steinböcken oder Hirschen der Fall gewesen wäre. Einmal passierte es mir sogar, daß ein Reh vom Schreck gelähmt

während einigen Sekunden, die mir wie Stunden vorkamen, gleichsam tot auf dem Boden liegen blieb. Und als ich ein anderes Mal einen Bock in der Falle hatte, zerriß der Verzweifelte das ganze Drahtgitter und entwich. Auch hier hatte ich wiederum eine Wette verloren.

So konnte es nicht weitergehen. Zusammen mit einem Kollegen, der mit Gemen arbeitete, versuchte ich die viel gepriesenen Drogengewehre, eine Waffe, mit der man Pfeile abschießen kann, die ein Beruhigungsmittel in den Tierkörper tragen. Leider aber waren diese Dinge in ihrer Treffsicherheit höchst ungenau. Auf 30 Meter trafen wir nicht einmal auf eine Scheibe von einem Quadratmeter. Auf lebende Tiere schossen wir damit nie.

Die einfachste Lösung kommt einem immer erst am Schluß: Ich wußte, daß die Rehkitze im Mai, Juni und anfangs Juli in den Wiesen gesetzt werden. Meist liegen sie, von der Mutter nur von weitem betreut, in ihrem Lager. Die weißen Flecken tarnen sie ausgezeichnet. Beim Nahen einer Gefahr stellen sie sich wie tot, besser sie ducken sich und liegen mit angewinkelten Läufen (Beinen) und ausgestrecktem Träger (Hals) regungslos an den Boden gepreßt.

Dieses Verhalten, das sich gegenüber Raubvögeln, Füchsen, streunenden Katzen und wildernden Hunden bewährt, wird dem Jungen zum Verhängnis, wenn die Mähmaschine kommt. Wer kennt nicht die traurigen Bilder des vermähnten Kitzes aus unseren Tages- und Naturschutzblättern!

Mit zwei bewährten Methoden, die zwar schon seit langem bekannt sind, aber oft nicht angewendet werden, könnte dem Massaker abgeholfen werden: Am Tag vor dem Mähen verblendet man mit zwei bis drei Meter langen Tüchern die Wiese. Dieser Fremdkörper beunruhigt die Rehmutter, und in der Nacht holt sie prompt ihre Kinder aus dem Gefahrenbereich heraus. Und damit sind diese gerettet.

Noch einfacher ist es, mit Schulkindern während dem Mähen nach Kitzen zu suchen. Die Kinder untersuchen denjenigen Grasstreifen von der bereits gemähnten Seite her, den der Bauer beim nächsten Durchgang abmähen wird. Als Hilfsmittel stehen den kleinen Helfern Holzgabeln oder Stecken zur Verfügung, mit denen sie ähnlich wie der Lawinensuchdienst im undurchsichtigen Gras nach Kitzen tasten.

Im Kanton Bern konnten so in den letzten zwei Jahren mehr als 150 Kitze gerettet und mit Ohrmarken gezeichnet werden!

Fridolin

Mehr als 90 Prozent der Kitze, die in die Mähmaschine geraten, werden nicht tödlich verletzt. Das tiefmähende Messer schneidet nämlich meistens nur die Läufe ab. Aber die Kitze sterben dennoch sehr häufig, weil die Mutter das verstümmelte Kind nicht mehr annehmen will. Und nimmt sie es trotzdem an, so wird der Krüppel ein schwaches Tier, anfällig auf Seuchen und gefährdet damit den ganzen Bestand.

In den letzten zwei Jahren erhielt ich von Bauern, Jägern und Wildhütern insgesamt 50 Kitze zugetragen, die vermähnt worden waren. Einige hatten kleine Verletzungen und konnten nach einigen Tagen wieder entlassen werden, andere starben. Sechzehn Tiere mußte ich richtig aufziehen.

Im Garten meiner Eltern und demjenigen unserer Bekannten richteten wir Gittergehege für die Kitze auf, so daß wir sie dauernd draußen halten konnten.

Das sechste Kitz, welches ich im Sommer 1964 erhielt, wurde später zu einem meiner besten Freunde. Und da wir den jungen Rehen Namen in alphabetischer Reihenfolge gaben, mußte der seine mit F – wie Fridolin beginnen. So sollte es heißen.

Eines Tages telefonierte mir ein Bauer, er habe einem Kitzbock mit der Mähmaschine die Zehe abgeschnitten. Das Reh sei nun bei ihm, habe seit einigen Tagen schrecklichen Durchfall und sei so struppig, daß man die weißen Flecken kaum mehr sehen könne. Ich suchte den Bauer auf, sah mir Fridolin an und nahm ihn zu mir nach Hause.

Beim Bauern hatte er zusammen mit der Katze im gleichen Korb geschlafen. Da wir nun bei uns zu Hause keine Katze haben, und ich die jungen Rehe anfänglich in meinem Schlafzimmer hielt, fand Fridolin, es sei nur recht und billig, von nun an das Lager mit mir zu teilen. Wenn nur dieser schreckliche Durchfall nicht gewesen wäre...

Der Durchfall, an dem die Rehkitze in Gefangenschaft leiden, war mir nichts Neues. An der Milch konnte es nicht liegen. Viel eher mußte die gestörte Darmflora an dieser für häusliche Gepflogenheiten nicht sehr angenehmen Erscheinung schuld sein.

Ich beobachtete im Freien, daß die kleinen Rehe schon am dritten Lebenstag Freßbewegungen zeigen und von der ersten bis zweiten Lebenswoche an vor allem Erde, später auch Pflanzen zu sich nehmen. Hat man die Tiere zu Hause, so gibt man ihnen

selbstverständlich schon als klein ebenfalls feste Nahrung. Aber auch damit erreichte ich bei Fridolin und seinen Leidensgenossen keine Besserung.

Nachdem ich schon mit Enterovioform und Kohle vergeblich versucht hatte, den Durchfall zu stoppen, suchte ich weiter. Da kam mir eine Beobachtung zu Hilfe, die ich bei wildlebenden Rehen machen konnte: Ich stellte fest, daß die Kitze oft den Kot ihrer Mutter fressen. So ging ich hinaus, holte frische Rehböhen und fütterte diese meinen Kitzen. Und darauf trat in den meisten Fällen wieder die normale Verdauung ein!

Fridolin hatte sich sehr rasch an den Menschen gewöhnt, besonders an mich. Glücklicherweise hatte ich ihn schon in der Prägungszeit erhalten, das heißt in jenen ersten drei Wochen, in welchen das Junge das Muttertier als seine Mutter erkennt und sich ihre Eigenheiten einprägt. Ich wurde also Fridolins Mutter und werde sie vermutlich bis zu seinem Tod bleiben.

Spaziergänge in der Stadt

Ab und zu ging ich mit Fridolin auf Reisen. Die Schwierigkeit dabei war, ihn in mein Auto zu bringen. Ihn vom Boden aufzuheben getraute ich mich nicht, da mir einmal ein anderes zahmes Reh ob dieser ungewohnten Situation vor Schreck in den Armen gestorben war. Ich fand den Weg über das Spiel: wie lätz rannten wir auf meinen VW zu – und im letzten Moment öffnete ich noch die Türe . . . und Fridolin war drin!

Das Autofahren machte meinem Freund offensichtlich Spaß. Die uns entgegenkommenden Wagen empfand Fridolin vermutlich als eine Art von Angreifern. Er senkte den Kopf gegen sie und «drohte». Einmal jedoch wäre fast ein Unglück passiert. Ein riesengroßer Transportwagen, beladen mit etwa zehn Personenautomobilen, brauste heran und donnerte an uns vorbei. Und das war nun für Fridolin entschieden zu viel. Er wollte die Flucht ergreifen und sprang aufgeregt im Wagen umher. Beinahe hätte er sich ein Bein gebrochen. Seit damals fahre ich mit meinen Rehen nicht mehr Auto.

Mehrmals spazierte ich mit Fridolin in Zürich. Die Leute fragten, was das für ein gspässiger Hund sei, und die Studenten an der Universität erkundigten sich höflich nach der Bezeichnung für dieses Tier.

Ich führte Fridolin nie an einer Leine, auch seine

Stiefgeschwister nicht. Die Kitze haben das nicht nötig, denn sie verfügen über einen sehr guten Geruchsinn. Sie wissen deshalb fast immer, wo die Mutter ist, auch wenn sie sie nicht sehen. Besonders gut merkte ich dies, wenn ich mit meinen Rehen über die Felder ging. Blies der Wind gegen mich, so folgten sie mir in einer Entfernung von 80 bis 150 Meter, und ich konnte sie nicht mehr sehen. Wollte ich mich vergewissern, ob sie nach Rehbegriffen wirklich noch bei mir waren, mußte ich meine Route so umbrechen, daß meine Marschrichtung mit derjenigen des Windes zusammenfiel. Auf diese Weise konnten mich die Kitze weniger gut riechen und mußten aufschließen.

Wenn die Mutter das Kitz abschütteln will – dies geschieht vor allem dann, wenn sie es gesäugt hat – nimmt sie ebenfalls den Wind zu Hilfe. Sie rennt zuerst gegen den Wind und das Kitz in einem großen Abstand hinter ihr her. Dann «kreuzt» sie und dreht plötzlich ab, so daß sie mit dem Wind läuft. Das Kitz schließt in raschem Galopp auf, sie bremst, und ihr Kind überläuft sie. Nun drückt sie sich vorsichtig aus dem Wind. Das Kitz hat für kurze Zeit den Kontakt mit der Mutter verloren und legt sich solange ruhig hin, bis es von der Mutter wieder abgeholt wird.

Böcke unter sich

An Weihnachten setzte ich Fridolin und seine sieben Stiefbrüder aus. Mit Drahtgeflecht grenzte ich vorher ein kleines Wohngebiet für diesen künstlichen Sprung ab und baute den Tieren eine Futterstelle, die ich mit Zweigen und Brombeerstauden füllte. Schließlich setzte ich noch einige kleine Tannen, um den Tieren einen geschützten Schlafplatz zu schaffen.

Behutsam machte ich darauf in täglichen «Führungen» die neuen Siedler mit dem weiten Wald vertraut. Und nach einer Woche schloß ich das Gehege auch nachts nicht mehr. Noch eine Zeitlang kehrten die Böcke wenigstens zum Schlafen an den alten Platz zurück. Aber immer seltener wurde die häusliche Gewohnheit – und schon bald verlegten sie ihr Heim an einen besseren Ort.

Später gab ich den acht Brüdern noch eine Stiefschwester, die sie bald annahmen. Sonst verhielten sie sich gegen andere Rehe genau gleich wie die wildlebenden. Sie verkehrten nur in ihrer Gruppe und mieden lange Zeit jeglichen Kontakt mit anderen.

Gegen den Frühling zogen sie von den Plätzen mit Heidel- und Brombeeren weg in den dichteren Unterwuchs am Waldrand, ästen vom März bis April auf den Wiesen und fraßen dort frisches Gras und Klee-triebe. Später kehrten sie wieder an den Waldrand zurück, wo ihnen nun das frische Laub der Büsche und Bäume eine ausgezeichnete Nahrung bot. Ende Winter begannen die ausgesetzten Kitzböcke ihre Geweihe zu schieben, das heißt die Geweihe fingen an zu wachsen.

Apropos Geweihe: Der Jäger spricht von den «Trophäen» oder dem «Gehörn». Der letztere dieser beiden Namen ist zoologisch gesehen falsch –, denn Hörner tragen nur Rinder, Ziegen, Schafe und Antilopen. Die Hörner werden nicht gewechselt, die Geweihe dagegen schon. Während das Geweih erst im toten Zustand voll gebrauchsfähig ist, bleiben die Hörner zeitlebens ein lebendiger Teil des Tieres. Der Rehbock wirft sein Geweih alljährlich im Herbst ab und schiebt ein neues in der kurzen Zeit von zwei bis vier Monaten. In dieser Zeit ist der heranwachsende Geweihknochen von einer sammetartigen Haut umschlossen, durch welche die nötigen Aufbaustoffe für das Geweih an den Bauplatz transportiert werden. Ich hatte Gelegenheit, bei meinen zahmen Böcken wiederholt das wachsende Geweih zu berühren. Dabei fühlte ich, wie warm dieser Körperteil war. Diese Wärme stammt vom Blut in der sogenannten «Basthaut».

In der Zeit zwischen April und anfangs Juni war bei meinen Kitzböcken das Geweihwachstum abgeschlossen. Bei älteren Männchen geschieht dies zwei bis drei Monate früher. Sie zogen sich nun von ihren Sprungpartnern zurück und fegten die abgestorbene Basthaut von den fertigen, abgestorbenen Geweihstangen.

Fridolin, Chätschi und Himpi trugen schon als Einjährige eine Sechserkrone, Bambi, Gufi und Chico wurden Gabler. Pipo, der Kleinste, schob ein Spießergeweih. Die Anzahl Enden sagt über das Alter eines Bockes also gar nichts aus, wie dies noch heute fälschlicherweise behauptet wird!

Die Ritter des Waldes . . .

Mit dem fertigen Geweih erhielt nun Fridolin eine Waffe, die es ihm erlaubte, sich im Kampfe mit andern Böcken zu messen. Aus diesen Auseinander-

setzungen bildet sich langsam eine Rangordnung, die zur Folge hat, daß sich ungefähr gleich starke Rehböcke meiden und verschieden starke, nachdem sie sich ihrer Stellung bewußt geworden sind, nicht mehr bekämpfen, sondern bloß «begrüßen».

Dieses Zusammentreffen zwischen Starken und Schwachen geschieht folgendermaßen: Zwischen Fridolin und Pipo ergab sich ziemlich rasch ein Ranggefälle. Pipo war zu schwach, um gegen den stämmigen Stiefbruder aufzukommen. Und da zeigte sich, daß Rehböcke ritterlicher mit dem Schwächeren umgehen als Menschen, die sich in gleicher Lage ihrer Stärke bewußt sind. Pipo erklärte Fridolin seine Unterlegenheit, indem er den Träger lang ausstreckte oder gegen den Boden richtete. Fridolin prahlte dagegen mit seiner Überlegenheit dadurch, daß er sich stolz mit erhobenem Haupt vor Pipo präsentierte. Und dieses Verhalten beider Böcke verhinderte einen unfairen Kampf.

Von den wilden markierten Böcken weiß ich, daß ranghohe Tiere kleine Territorien besetzen, die sie eifersüchtig gegen gleich starke verteidigten und mit einer Duftdrüse, die zwischen den Geweihstangen liegt, geruchlich markieren. Diese Reviere bilden ein Mosaikmuster über das ganze Gebiet, in dem Rehe leben können. Die schwachen, meist erst einjährigen Männchen dagegen besitzen keine verteidigten Gebiete. Ihre Einstände sind grösser als die der Starken. Auch können sie es wagen, in die Reviere der Stärkeren einzudringen, ohne angegriffen zu werden.

Etwas fällt uns bei der Betrachtung der Rehkämpfe auf. Die Kämpfe, so heftig sie auch sein mögen, sind nicht in erster Linie dazu da, den Schwächeren zu vertreiben oder gar zu töten – zu Tode geforkelte, das heißt erstochene Böcke findet man ganz selten – sondern ihre Funktion liegt in der gleichmäßigen Verteilung der geschlechtsreifen männlichen Tiere über den Wohnraum. Äußerst selten werden Menschen im Freien von Rehböcken angegriffen; dies ist jedoch bei gefangenen die Regel.

Ich hielt drei Böcke längere Zeit in Gefangenschaft und alle drei brachten es fertig, Menschen zu verletzen, in einem Fall sogar schwer. Diese Unfälle entstanden aus einem beidseitigen Mißverständnis heraus. Der Rehbock muß seinem Instinkt gehorchend im Frühjahr einfach kämpfen. Findet er dabei in seiner Umgebung keinen artgleichen Gegner, so staut sich der Kampftrieb in ihm so lange, bis er nicht mehr anders kann, als seine «Wut» an dem

nächst besten Objekt, nämlich seinem menschlichen Pfleger auszulassen. Der Mensch dagegen versteht das Drohverhalten nicht als solches:

Als wir zum Beispiel das Gitter flicken ließen, mußte ein Handwerker das Gehege der Rehe betreten. Unser sonst so zahme Hans stolzierte mit erhobenem Haupt gegen den Eindringling. Der Handwerker war äußerst gerührt von dieser Zutraulichkeit und wollte Hans streicheln. Dieser aber empfand die Bewegung gegen ihn als sicheres Zeichen der Aggression und bohrte blitzschnell dem Ahnungslosen die Geweihstange durch die Hand.

Mit meinen ausgesetzten Böcken machte ich sehr gute Erfahrungen. Nie wurde ein Mensch angegriffen, offenbar deshalb, weil sie draußen gegeneinander kämpfen konnten. Nur einer macht mir etwas Sorge, Pipó. Als ganz kleines Kitz schloß er sich einer Bauernfamilie an, die ihn auch aufzog. Ganz besonders gewöhnte er sich an ein kleines Mädchen. Bei Pipó weiß ich noch heute nicht, ob er eigentlich Rehe oder Kinder oder gar beide als Artgenossen betrachtet. Er schließt sich immer noch den Schulkindern an, die auf ihren weiten Schulwegen durch Pipós Wohngebiet gehen müssen. Es kommt dann oft vor, daß er den Kleinen nachrennt und sie bis ins Schulhaus begleitet. Obwohl Pipó in diesem Jahr eigentlich keine Kampflust gezeigt hat, ist damit zu rechnen, daß er im nächsten Frühjahr Rechenschaft ablegen will über den sozialen Rang, den er im Kinderverband einnimmt. Und dies könnte für die Kinder schwere Folgen haben. Ich werde deshalb Pipó noch in diesem Winter einfangen müssen.

... und ihre Frauen

In der Zeit zwischen Juli und Mitte September wollten meine Rehböcke kaum mehr etwas von ihrer Pflegemutter wissen und gingen mir aus dem Wege. Es gab für sie jetzt viel interessantere Sozialpartner. Wie ihre wilden Kollegen suchten sie nun Kontakt mit jungen Weibchen, die jetzt erstmals brünstig wurden.

Es ist äußerst faszinierend, dem Brunftspiel der Rehe zuzuschauen. Der Bock findet die Geiß auf Grund ihrer Spur. Die Rehe besitzen zwischen den Klauen des Hinterfußes eine sackartige Einstülpung der Fußhaut. Dieses Organ mündet in einer stecknadelkopfgroßen Öffnung auf der Fußoberseite. In

V E X I E R B I L D



Wo ist die Frau des Meisters?

dieser Drüse wird ein Sekret produziert, das der geruchlichen Markierung der Fährte dient.

Im Labor untersuchte ich solche Organe unter dem Mikroskop und stellte dabei fest, daß sich seine Struktur bei den brünftigen Weibchen verändert. Dadurch ändert sich auch der Geruch der Fährte. Und der Rehbock ist durchaus in der Lage, solche Brunftspuren von andern zu unterscheiden.

Nachdem der Rehbock wie ein Laufhund auf der Fährte jagend seine Geiß gefunden hat, beginnen die Jagdspiele. Das Weibchen flüchtet in geschlossenen Kreisen oder Achterschlingen. Zeichen dieser Hetze finden wir viele, vor allem in den Kornfeldern. Im Mittelalter glaubte man, diese rührten von nächtlichen Hexentänzen her, und noch heute nennen wir sie Hexenringe. Viele Forscher sehen in den Jagden eine notwendige Handlung, ohne die der Eisprung beim Weibchen gar nicht ausgelöst werden kann.

Eine Ehe, wie sie viele Enten und Gänse eingehen, gibt es bei den Rehen sicher nicht. Fridolin zum Beispiel tollte sich bereits als Einjähriger mit drei verschiedenen Frauen herum. Es kann vorkommen, daß sich eine Geiß von einem bestimmten Bock einfach nicht jagen läßt, weil er ihr nicht «gefällt», obwohl er vielleicht der stattlichere oder stärkere ist als der später Bevorzugte.

Ein Wort an alle

Ich hoffe, daß meine Untersuchungen nicht nur für Zoologen, sondern auch für die praktische Anwendung, das heißt für die jagdliche Praxis und für den Waldbau, einen Sinn haben.

Der Jäger wünscht, daß in seinem Jagdgebiet stets mehr Rehe leben, als es eigentlich haben sollte, damit er möglichst viele und vor allem auf leichte Art erlegen kann. Der Wildschaden aber wächst heute in untragbare Beträge.

Woher kommt das? Wie gesagt, leben in unseren Wäldern vor allem zu viele junge Rehe, die dazu neigen, möglichst eng zusammenzuleben und dadurch die Fortpflanzung der Population steigern. Der Jäger andererseits trachtet bewußt oder unbewußt danach, ältere, das heißt schwerere Tiere zu schießen. Er müßte sich aber, um der gegenwärtigen Lage Herr zu werden, dazu entschließen, auch schwache und vor allem junge Tiere zu erlegen.

Obwohl es sehr viele Rehe hat in der Schweiz – man schätzt den Bestand auf 100 000 – werden noch

immer Tausende von Rehrücken in unser Land importiert. Dies wäre in so großem Maße nicht mehr nötig, wenn wir die Kitze aus den Wiesen herausholten, um so zu verhüten, daß die Neugeborenen der Mähmaschine zum Opfer fallen. Ich habe geschätzt, daß man jährlich etwa 8000 Rehkitze vor der Mähmaschine retten könnte. Dadurch würde der Bestand um weitere 8000 Tiere vermehrt. Im Herbst könnten dann auch 8000 Tiere mehr geschossen werden! Stellen wir uns vor, diese wären schwache oder junge Rehe, mit einem durchschnittlichen Gewicht von 15 Kilogramm und bedenken wir, daß bei uns das Kilogramm Rehfleisch für 6 Franken verkauft wird, so könnte auf der Jagd ein zusätzlicher Gewinn von über 700 000 Franken erreicht werden.

Man wird mir jetzt vielleicht vorwerfen, wozu ich überhaupt eine Kitzrettung vorschlage und im gleichen Atemzug von der Jagd spreche. Darauf muß ich antworten, daß die Mähmaschine die Kitze verstümmelt und nicht waidgerecht erlegt. Die Maschine hinterläßt Kadaver, im besten Falle Krüppel, aber kein Wildbret. Bis heute bemühten sich um die Rettung fast ausschließlich die Jägerkreise. Ich finde aber, daß dies auch in den Aufgabenbereich des Tierschutzes gehörte. Und leider hat dieser hier etwas versagt. Außer in Zeitungsartikeln, in denen empfohlen wird, Katzen und Hunde während der Setzzeit der Rehe zu Hause zu behalten, vernahm ich nie von einer Rettungsaktion, die vom Tierschutzverein ausgegangen wäre. Die Zeitungsartikel über Hunde und Katzen sprechen auch von der Unkenntnis der Sachlage. Denn erstens wimmelt es von wilden und halb-wilden Hauskatzen und zweitens wissen sich die Kitze und ihre Mütter äußerst geschickt gegen Raubtiere zu behaupten.

Nun, dies sind vielleicht einige Antworten. Ich bin fest davon überzeugt, daß in Zusammenarbeit von Naturschutz, Jägerschaft und Wildforschern sich Wege finden ließen, mit denen unsere Rehbestände in Schranken gehalten werden können.